

Lyrik In seinen neuen Gedichten stellt Franz Hohler dem Alter, dem Tod und dem Schrecken in der Welt kleine Zeichen der Hoffnung entgegen

Melancholisch, aber nicht resigniert

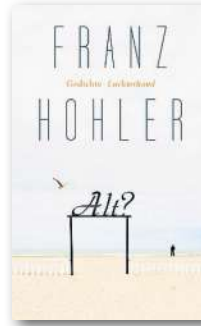
Franz Hohler: Alt? Luchterhand, München 2017. 96 Seiten, Fr. 22.90.

Von Charles Linsmayer

«Täuschst du dich / oder zittert manchmal / die Hand ein bisschen / wenn du den Suppenlöffel hältst?» Mit siebzehn humorvollen Strophen über das Unerquickliche des Alterns hat Franz Hohler 2013 den Solothurner Literaturpreis verdankt. Unter dem Titel «Alt?» leiten sie nun den gleichnamigen Gedichtband ein. Eine Sammlung, die man genauso als lyrische Bestandsaufnahme des

Siebzehnjährigen betrachten kann wie «Vierzig vorbei» aus dem Jahr 1988 als eine der Lebensmitte und «Vom richtigen Gebrauch der Zeit» von 2006 als eine des Sechszehnjährigen.

Entscheidendes hat sich aus Hohlers Optik an der 1988 diagnostizierten «Normalität, als welche der Wahnsinn daherkommt», nicht geändert. Zwar ist der Kommunismus, von dem «Hammer und Sichel und Amboss / in den eisernen Brückengeländern / über die Moskwa» noch erzählen, zu einer «Zeit dazwischen» herabgesunken («Moskau»). Das aber, wogegen er anzutreten vorgab, erreicht in einer Welt, in der darüber nach-



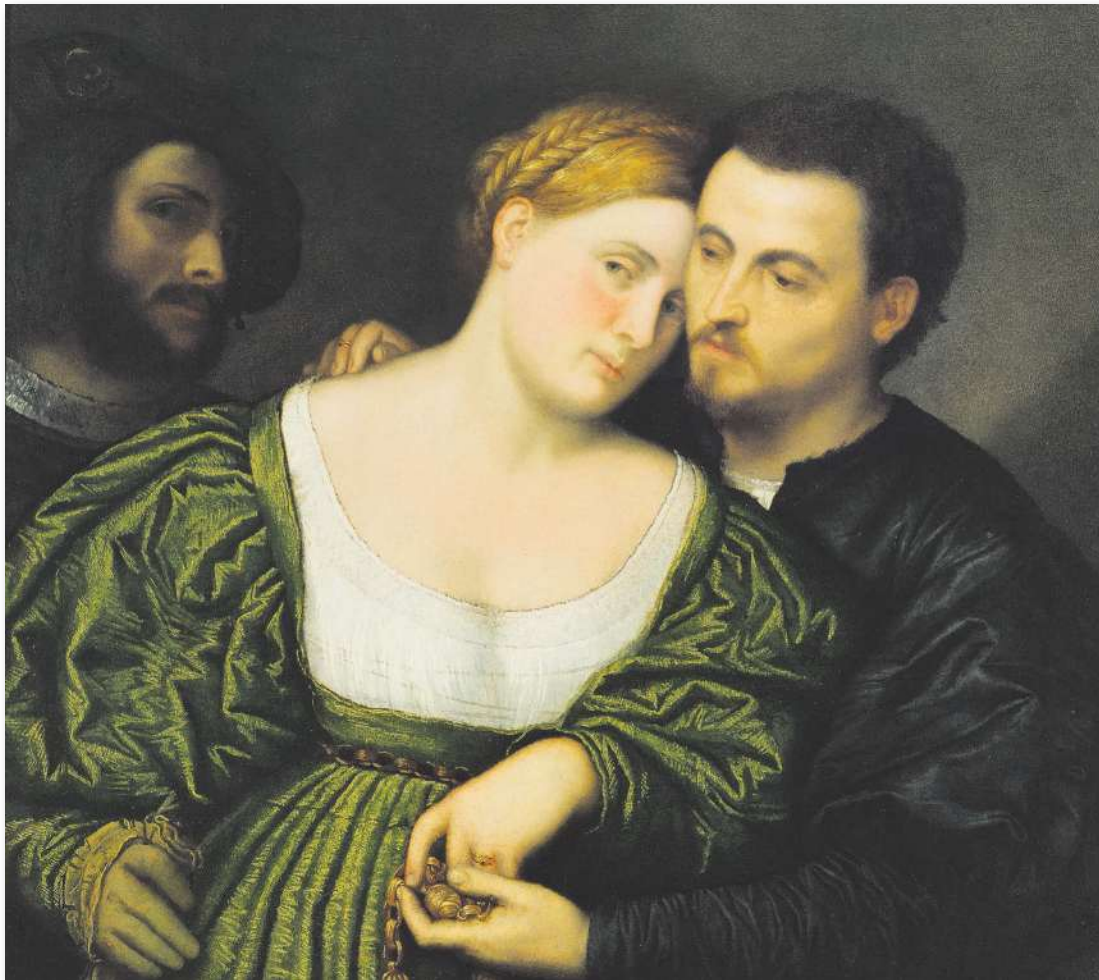
gedacht wird, «die Wolken zu privatisieren» («Gerücht»), in der die letzten Freiräume dem Profit weichen müssen («Schrebergärten»), in der eine kommerzielle Spasskultur den Utopien den Gar aus macht («Ein Psalm») und die täglichen Bilder des Schreckens auch unter geschlossenen Lidern noch als «ungebetene Gäste» zurückbleiben («Die Bilder»), einen weiteren traurigen Höhepunkt.

Zum Schwanengesang auf eine dem Verderben geweihte Welt aber ist auch Hohlers neuer Gedichtband nicht geworden. Zwar rät er, «wenn du / das Alter betrittst / setz den Helm auf / es herrscht / Steinschlaggefahr», und «irgend einmal / nimmt der Tod / die Sonnenbrille ab / und schaut dich an». Und doch wird er nicht müde, Momente und Dinge zu beschwören, die das Schwarze erhellen und dem Pessimismus die Spitze nehmen. Das mögen ein Schmetterling sein, den er «ehrfurchtsvoll» in den Garten hinausträgt («Wer bist du?»), die bunten Herbstblätter, die beim Herabtanzen zeigen, wie «lustig Sterben sein kann» («Blätterfall»), die singende Amsel auf dem Baukran nebenan («21. März»), die Osterglocken zwischen Geleise und Strasse, «die unerschrockenen Boten der Auferstehung». Zwischen die Bilder der «Tagesschau» wünscht er sich Kinderzeichnungen, «aus jedem Kindergarten täglich eine», «damit wir endlich / träumen lernen / damit wir endlich / wägen können / das Gewicht / der Welt».

Immer wieder aber ist es die Liebe, die wundervolle Kräfte gegen den Tod entwickelt, die Liebe, die Hohler in einem seiner schönsten Gedichte, «Wissen», zusammen mit der Musik all dem als einzig Bedeutsames gegenüberstellt, was der Erfindungssinn der Menschheit an Grossartigem - und Bedrohlichem! - hervorgebracht hat: «Wär ich geboren / vor unserer Zeit / ich wüsste nichts / ich könnte nichts / ausser singen vielleicht / und lieben».

Der Band ist nicht nur Zeugnis einer melancholisch altersweisen, aber ganz und gar nicht resignierten und noch immer liebenswürdig humorvollen Sicht auf die Welt, er zeigt Hohler auch im Vollbesitz seiner formalen Möglichkeiten. Ob gereimt oder in lyrischer Prosa: Die Verse kommen so selbstverständlich daher, als seien sie vollkommen mühelos und spontan entstanden. Und natürlich ist Hochdeutsch für Hohler nicht sakrosankt. Mal rückt er Gedichte von Heine und Shakespeare auf Berndeutsch in eine intime Nähe, dann reimt er witzig gekonnt auf Englisch und Französisch, und immer wieder nähert er sich auch dem Experiment. So lässt er in seiner «Feldenkrais-Übung» das esoterische Ritual brutal, aber lyrisch gekonnt auf die Sachzwänge der modernen Arbeitswelt auflaufen, während er Jean Arp in «Hommage» als Dadaist entgegnet: «Als Arp / starp / blieb / was er schrieb / [...] Hallo Hans! / Es grüsst / Dein / Franz». ●

Venezianische Malerei Brautwerbung zu dritt



Eigentlich erträgt die Szene keinen dritten: Die Frau und der Mann neigen sich zärtlich zueinander. Er gibt ihr einen Schmuckgürtel in die Hand. Am Finger trägt sie bereits einen Ring. Vermutlich macht er ihr gerade einen Heiratsantrag, und sie errötet deshalb ein wenig. Während wir heute dafür eher eine private Situation schaffen, war es im Venedig des 16. Jahrhunderts üblich, diese verbindliche Werbung vor einem Zeugen zu vollziehen, den der Bräutigam mitbrachte; schliesslich wurde durch das Bündnis auch das Wohlergehen zweier Familien beeinflusst. Die Ambivalenz aus intem und öffentlichem Moment hat Paris Bordone auf seinem frü-

hen Gemälde «Ein venezianisches Liebespaar» in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ein spannungsvolles Bild gefügt. Der 1500 geborene Maler aus Treviso war der bedeutendste Schüler Tizians und wetteiferte mit seinem Meister in der Feinfühligkeit der Personenzzeichnung und dem effektvollen Einsatz von Licht und Farbe. Bordone wird in diesem Band (und der Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle, bis 21. Mai 2017) eigentlich erst wiederentdeckt und in den Kreis der venezianischen Maler eingebettet. Gerhard Mack Die Poesie der venezianischen Malerei, hrsg. v. Sandra Pisot. Hirmer, München 2017. 304 S., 220 Abb., Fr. 59.-.